

Doris Hollnbuchner

Immer links vom Meer

Am South West Coast Path 1014 Kilometer durch
Südengland

Am liebsten würde ich in eine Papiertüte atmen.

Nicht, dass ich das schon mal gemacht hätte. Aber angeblich soll es ja helfen, wenn man sich beruhigen will. Und ein bisschen Beruhigung könnte ich gerade wirklich gut brauchen.

Mein Herz schlägt mir bis zum Hals, meine Knie zittern und ich bin ein kleines bisschen außer Atem. Dabei bin ich noch nicht einen einzigen Schritt gewandert. Ganz im Gegenteil. Ich stehe immer noch am Wiener Hauptbahnhof am Bahnsteig, nach außen hin völlig gelassen, und schlürfe meinen zweiten Kaffee des Tages aus einem Pappbecher.

»Ich muss jetzt los«, habe ich frühmorgens zum fürsorglichen Freund gesagt und meinen Rucksack geschnappt. »Immerhin muss ich noch mindestens eine halbe Stunde nervös am Bahnhof rumstehen und mich reinsteigern.«

Genau das habe ich dann auch gemacht.

Aber das ist nicht wirklich der Anfang dieser Geschichte. Eigentlich beginnt sie ein ganzes Jahr vorher ...

Es muss im April 2022 gewesen sein, als ich den South West Coast Path in Südengland in einem Bildband über die schönsten Wanderwege der Welt entdeckt habe. Dass das mit uns beiden tatsächlich etwas Ernstes werden könnte, war mir damals noch nicht klar. Viel zu sehr war ich zu dem Zeitpunkt noch damit beschäftigt, über den Te Araroa Trail in Neuseeland hinwegzukommen. Auf den war ich ein paar Wochen zuvor aufmerksam geworden und hatte mich Hals über Kopf verliebt. Aber wie es im Leben oft so ist: Je mehr ich mich mit ihm beschäftigt habe, desto mehr habe ich über sein wahres Wesen herausgefunden. Und schlussendlich enttäuscht feststellen müssen, dass er wohl doch nicht der Richtige für mich ist.

Mit dem South West Coast Path war das ganz anders. Kurz sah es sogar so aus, als wäre er nur der nette Flirt, der mir über mein gebrochenes Herz hinweghilft. Von Liebe auf den ersten Blick kann keine Rede sein. Natürlich hat er mir auf Anhieb gefallen. Meer, Küste, bezaubernde Bilder von Sandstränden, Klippen und sich über weite Felder schlängelnden Wanderwegen, alles in strahlenden Sonnenschein getaucht. Wem würde das nicht gefallen?

Der schnelle Faktencheck ergab: Insgesamt 1014 Kilometer führt der Weg immer an der Küste entlang durch die Grafschaften Somerset, Devon, Cornwall und Dorset. Zwischen 45 und 52 Wandertage sollte man dafür je nach Quelle (und

eigenem Fitnesslevel) einplanen, am besten zwischen Mai und Oktober, wenn alle Einrichtungen geöffnet sind und die Fähren regelmäßig verkehren. Anders als am Te Araroa Trail, auf dem man oft mehrere Tage in der Wildnis unterwegs ist, würde man hier so ziemlich an jedem Tag in einer Ortschaft mit Shops oder sogar Unterkünften vorbeikommen und das Busnetz schien gut ausgebaut zu sein. Das alles klang vielversprechend. Und machbar.

Die Information, dass es auf diesem Weg insgesamt auch 30.000 Höhenmeter zu überwinden gilt, was – wie unzählige Quellen nicht müde werden zu erwähnen – dem Äquivalent einer viermaligen Mount-Everest-Besteigung entspricht, habe ich vorerst geflissentlich zur Seite geschoben und ignoriert.

»Irgendwann geh ich den mal«, dachte ich mir und zückte mein Notizbuch, um die Idee für später festzuhalten. »Vielleicht in drei, vier Jahren. Mal sehen.«

Denn so mache ich das mit guten Ideen. Bloß nicht zu konkret werden, sonst müsste ich mich ja mit dem Gedanken auseinandersetzen, sie *tatsächlich* umzusetzen. Lieber den Traum ein bisschen vage in die ferne Zukunft verschieben, dort ist er in guter Gesellschaft. Immerhin tummeln sich dort schon haufenweise andere Träume, manche davon bereits von einer beträchtlichen Staubschicht bedeckt, die ich mir für später gemerkt

habe und die ich irgendwann in diesem Leben vielleicht, eventuell, möglicherweise noch verwirklichen werde. Das hat bisher doch auch super funktioniert.

Diesmal nicht.

Diesmal lässt mich die Idee nicht los. Weigert sich, sich von mir aufs Abstellgleis stellen zu lassen, und poppt immer wieder vor meinem inneren Auge auf, bis schließlich ein Wanderführer für den kompletten Path in meinem Einkaufskorb landet. Ob und wann ich den jemals verwenden werde, weiß ich selbst noch nicht.

Aber dann fällt es mir wie Schuppen von den Augen. Meine Irgendwann-Zeit wird mit jedem Tag, der verstreicht (und das tun sie mit zunehmendem Alter immer schneller), kürzer. Und auch wenn ich mich an manchen Tagen durchaus noch so fühle: Ich bin keine zwanzig mehr. Noch nicht mal mehr dreißig. Selbst wenn man von der durchschnittlichen Lebenserwartung einer Frau in Österreich ausgeht (und das ist nun wirklich äußerst optimistisch gerechnet), bin ich längst in der zweiten Lebenshälfte angekommen. Wann zum Kuckuck ist das denn passiert?

Ganz abgesehen davon: Mein Kontostand sieht so gut aus wie nie zuvor, ich bin fit und gesund und im Moment ist Reisen auch wieder (oder noch) ohne Einschränkungen möglich. Recht viel besser können die Rahmenbedingungen also gar nicht werden. Viel größer ist die Gefahr, dass sie sich

durch persönliche oder äußere Umstände in den nächsten Jahren wieder verschlechtern. Was genau hält mich also auf?

Die Wahrheit? Nichts. Nichts, außer ich selbst. Denn ich kann doch nicht einfach so für zwei Monate den Pausenknopf drücken und einfach verschwinden.

Oder doch?

Die Sache ist die: Ich bin längst nicht so entspannt, unerschrocken und furchtlos, wie die Leute gern glauben (und wie ich sie gern glauben lasse). Im Gegenteil, ich schleppe sogar einen Riesenrucksack voller – meist völlig irrationaler – Ängste und Gedanken mit mir herum. Manche davon von einer Reihe abergläubischer Vorfahrinnen von Generation zu Generation weitergegeben (nie im Leben würde ich zu Weihnachten Wäsche aufhängen, aus lauter Angst, im Jahr darauf tot umzufallen), manche ganz allein erworben, manche – sagen wir es, wie es ist – eine reine Alterserscheinung.

Ich kann zum Beispiel meine Wohnung kaum für länger als eine Stunde verlassen, ohne nicht mindestens einmal zurückgegangen zu sein und dreimal kontrolliert zu haben, ob der Herd auch wirklich ausgeschaltet ist. Auch dann, wenn ich ihn seit Tagen nicht benutzt habe.

Ich mache mir ständig Sorgen, dass mein Computer plötzlich abstürzen könnte und ich alle meine Daten verliere (ja, das Konzept der Datensicherung ist mir bekannt, vielen Dank auch).

Ich habe Höhenangst und neige in engen, fensterlosen Räumen leicht zu Panik. Ich bin notorisch überpünktlich aus Angst, zu spät zu kommen, und verbringe deswegen ausgesprochen viel Zeit auf Bahnhöfen und Haltestellen. Und ich habe Angst vor Veränderungen, auch wenn ein kurzer Blick auf meinen bisherigen Lebenslauf zeigt, dass ich sie offensichtlich so dringend brauche wie die Luft zum Atmen.

Das alles klingt jetzt vielleicht nicht ganz glaubwürdig von einer, die mit neunzehn spontan ins Sportgeschäft gefahren ist, sich einen 60-Liter-Rucksack gekauft hat und auf dem Rückweg im Reisebüro ein One-Way-Ticket nach Kreta gebucht hat (Internet gab es damals noch nicht). Ich will nicht behaupten, dass das schlau war. Ich will nicht mal behaupten, dass die vier Monate, die ich danach auf Kreta verbracht habe, besonders schön waren (waren sie nicht). Aber ich bewundere mich noch heute für diesen Mut und diese Unbeschwertheit und dafür, wie unkompliziert ich offenbar mal war. Und frage mich, wo und wann genau diese Version von mir unterwegs verloren gegangen ist. Oder ob sie vielleicht noch irgendwo tief in mir steckt.

Wie auch immer. Nichts davon erscheint mir die beste Voraussetzung dafür, ganz allein zwei Monate

lang auf Englands längstem und nicht gerade einfachstem Fernwanderweg herumzuspazieren. Und wenn ich mich anstrenge, finde ich auch ausreichend gute Gründe, warum das leider nicht geht. Zumindest nicht im Moment.

Aber wie das nun mal so ist mit der Angst: Du kannst es dir gemeinsam mit ihr in deiner Komfortzone bequem machen und sie langsam, aber sicher die Kontrolle übernehmen lassen. Oder du kannst dich ihr stellen und sie zu deiner Gefährtin machen. Manchmal lässt sie dich nämlich wirklich coole Dinge tun. Und eine Sache gibt es da noch, die ich mehr fürchte als alles andere. Dass mein Leben irgendwann mal von vier Worten geprägt sein könnte: Hätte ich doch nur ...

Und das ist im Endeffekt der einzige Arschtritt, den ich brauche.

So sieht es also aus. Das ist meine Ausgangslage. Kein schmerzhafter Verlust eines geliebten Menschen oder des gesamten Eigentums, keine Trennung, die es zu verarbeiten gibt, kein sonstiges einschneidendes Erlebnis, das mich wachgerüttelt und auf einen Selbstfindungstrip geschickt hat, der mich zu einem komplett neuen Menschen gemacht hat. So eine Geschichte wird das nicht. Einfach nur das Leben, das leise angeklopft hat, sich geräuspert hat und gemeint hat: Entschuldige die Störung, aber war da nicht noch was?

Und ob da noch was war!

[...]

Es soll mir jetzt bloß übrigens niemand damit kommen, dass auch die längste Reise mit dem ersten Schritt beginnt. Ich kenne die Sprüche alle. Aber bevor ich überhaupt auch nur an den ersten Schritt denken kann, verbringe ich erst mal ausgesprochen viel Zeit im Sitzen. Vorm Laptop und vorm Reiseführer, mit YouTube-Videos und Erfahrungsberichten, Google Maps und drei verschiedenen Buchungssapps. Allein diese ganze Vorbereitung mit all ihren logistischen Herausforderungen bringt mich oft schon an meine Grenzen. So habe ich mir das ursprünglich eigentlich auch nicht vorgestellt. Aber nach allem, was ich bisher herausgefunden habe, scheint gerade Cornwall zu meiner gewünschten Reisezeit im Mai und Juni sehr beliebt zu sein, und viele Unterkünfte sind schon lange im Vorhinein ausgebucht. Da ich mich trotzdem weigere, ein Zelt mitzuschleppen (geschweige denn, es auch tatsächlich zu benutzen), ist eine gewisse Planung für meinen Seelenfrieden einfach unerlässlich.

»Du gehst aber nicht allein, oder?« war die Frage, die ich in den letzten Wochen wahrscheinlich am häufigsten gehört habe, wenn ich von meinen Wanderplänen erzählt habe.

Doch, natürlich gehe ich allein, warum denn auch nicht? Es ist schon erstaunlich, aber trotz vieler, teils durchaus bekannter Solo-Hikerinnen scheinen alleinwandernde Frauen auf dieser Welt immer noch als eine Seltenheit betrachtet zu werden. Und bei allem, wovor ich im Leben Angst habe: Alleinsein gehört zum Glück nicht dazu. Außerdem ist es ja nicht gerade so, als würde mein Bekanntenkreis Schlange stehen, um bei einer 1000-Kilometer-Wanderung dabei sein zu dürfen. Ganz allein werde ich aber trotzdem nicht sein. Einer wird mich auf dieser Reise im kompakten Taschenbuchformat begleiten: Paddy Dillon, der Autor meines Reiseführers, der den Path in 45 Tagesetappen unterteilt und detailliert beschrieben hat. Seinen Anweisungen werde ich zwei Monate lang folgen, nach seinen Vorschlägen werde ich meine täglichen Routen planen. Und mehr als einmal werde ich ihn unterwegs innerlich verfluchen. Aber das weiß ich momentan noch nicht. Momentan bin ich noch viel zu sehr damit beschäftigt, passende Unterkünfte oder Busverbindungen entlang der Strecke zu finden, und schwanke mit jeder getätigten Buchung erneut zwischen Vorfreude und Panikattacke.

Die Frage, wie man sich das leisten kann, zwei Monate am Stück unterwegs zu sein und jede Nacht in einer anderen Unterkunft zu übernachten, ist durchaus berechtigt.

»Menschen, die das machen können, sind privilegiert« kam kürzlich als Antwort auf eben diese Frage in einer Facebook-Gruppe. Daraufhin sind natürlich die Wogen hochgegangen. Nicht wenige haben diese Aussage als Angriff auf ihre eigene Person empfunden und ihr dementsprechend heftig widersprochen.

Dabei stimmt es doch. Ich *bin* privilegiert, gesund und fit genug zu sein, so eine Reise überhaupt in Betracht zu ziehen. Es ist ein Privileg, als Selbstständige die Möglichkeit zu haben, mir ohne lange Diskussion zwei Monate am Stück freizunehmen. Auch wenn ich mir diese Entscheidung alles andere als leicht gemacht habe und tatsächlich lange Zeit Angst hatte, dadurch alle meine Auftraggeber zu verlieren. Und natürlich kann man es auch als Privileg ansehen, dass ich in der Lage bin, hart zu arbeiten, und in den letzten Monaten genug Geld zur Seite legen konnte. Dazu kommt, dass ich keine familiären oder sonstigen Verpflichtungen habe und es keine anderen äußeren Umstände gibt, die mich an meinem Vorhaben hindern könnten.

Abgesehen davon, ist es in meinen Augen aber vor allem eine Frage der persönlichen Prioritätensetzung. Ich habe kein Auto, keine kostspieligen Hobbys, mache keine teuren Urlaube, kann mich selten für Shopping-Touren begeistern (es sei denn, sie führen mich in Buch- oder Outdoor-Läden) und mein Handy und mein Laptop

werden grundsätzlich genutzt, bis sie auseinanderfallen, und nicht, bis das neueste Modell auf dem Markt ist. Und ja, meine Wanderung wird mich eine schöne Stange Geld kosten. Aber verglichen mit so mancher Pauschalreise auf die Malediven sind die Kosten dann wieder verschwindend gering. Und ich habe länger etwas davon.

»Na, hoffentlich ist nichts«, sagt der fürsorgliche Freund und schielt auf mein Handy, als ich nach langer Suche endlich die passende Verbindung gefunden habe und in einer mitternächtlichen Aktion meine Zugtickets buche.

»Was soll denn sein?«, gebe ich zurück.

Als hätte ich mir nicht sämtliche Horrorszenarien längst selbst in den buntesten Farben ausgemalt. Klar, ich könnte unterwegs krank werden oder ausgeraubt, einen Herzinfarkt erleiden, mir sämtliche Knochen brechen, vom Blitz erschlagen oder von der Klippe geweht werden. Aber mal ehrlich, all das könnte mir zu Hause genauso gut passieren. (Okay, das mit der Klippe eher nicht, aber ich würde mein Bestes geben, dass es auch unterwegs nicht dazu kommt.)

Und so schlimm das alles auch wäre: Ich könnte auch völlig gesund bleiben und mein restliches Leben aus lauter Angst vor dem »Was wäre wenn« in völliger Isolation zu Hause verbringen. Das wäre ja fast noch blöder.

Zwei Monate später ist der Tag der Abreise dann gekommen. Ich stehe mit meinem Rucksack und dem mittlerweile leeren Kaffeebecher am Bahnhof und sehe zu, wie mein Zug einfährt. Wenn ich da jetzt einsteige, gibt es kein Zurück mehr. Aber das will ich ja auch nicht. Dann hätte ich ja ganz umsonst all meine Auftraggeber über meine Abwesenheit informiert, ganz umsonst meine Wohnung vor der Abreise noch zehnmals kontrolliert, ganz umsonst fast täglich meinen Kontostand überprüft und mein Reisebudget überschlagen und ganz umsonst jedem, der es hören wollte oder auch nicht, von meinem Vorhaben erzählt, um mir nicht die Blöße eines Rückziehers zu geben.

Natürlich steige ich in den Zug. Und kaum ist er abgefahren, fällt wie durch ein Wunder jegliche Anspannung von mir ab und ich komme seit Tagen endlich zur Ruhe. Ich bin unterwegs. Und was immer da auf mich zukommen mag, ich bin so was von bereit dafür.

[...]

Und dann ist es endlich so weit. Das breite Grinsen bekomme ich schon beim Frühstück nicht aus dem Gesicht. Ist aber auch egal, sollen die Leute ruhig von mir denken, was sie wollen, ich bin ohnehin gleich weg.

»Hey, du läufst in die falsche Richtung!«, ruft mir der ältere Fischer zu, der mit dem weißen Bart und der dunklen Mütze eine gewisse Ähnlichkeit mit Käpt'n Iglo aufweist.

Ich weiß, aber ich muss noch schnell die 100 Meter vom Hotel zum offiziellen Startpunkt zurück, um dort ein Foto von mir schießen zu lassen.

Woher ich bin, will er dann noch wissen.

»Aus Österreich«, verrate ich.

»Österreich? Aber ihr habt doch genug Berge dort!« Mir ist in dem Moment noch nicht klar, wie oft ich diesen Satz noch hören sollte.

»Schon, aber das Meer nicht«, gebe ich zurück, was auch in allen noch kommenden Gesprächen dieser Art meine Standardantwort sein wird.

Keine zehn Minuten später ist mein offizielles Startfoto im Kasten und ich überschreite feierlich die weiße Linie mit der am Gehweg aufgedruckten Eichel, das Symbol des Path. Sie wird mir die nächsten Wochen den Weg weisen und mich begleiten. Dann wollen wir mal.

Die ersten fünf Kilometer bin ich fix und fertig und bleibe gefühlt alle zehn Meter stehen. Nicht, weil es mir körperlich zu anstrengend wäre. Ganz im Gegenteil. Den als recht steil beschriebenen Anstieg durch den Wald empfinde ich trotz Rucksack am Rücken als eher moderat und ich lache mir innerlich ins Fäustchen (das sollte ich bereits am nächsten Tag bereuen). Aber mein Geist kommt irgendwie

noch nicht ganz mit. Ich bin wirklich hier. Ich bin unterwegs. Ich mach das jetzt tatsächlich. Wer hätte das gedacht?

Außerdem muss ich jedes Mal, wenn irgendwo ein bisschen Meer zwischen den Bäumen hervorblitzt, ein Foto machen.

Irgendwann finde ich aber meinen Rhythmus und stapfe leicht durchs Landesinnere zwischen leuchtend gelben Stechginsterbüschen und durch die Nebelschwaden, die dicht über den Boden ziehen und allem einen leicht mystischen Touch verleihen.

Zu meinem großen Erstaunen bin ich auf weiten Teilen komplett allein unterwegs. Ich treffe gelegentlich auf den ein oder anderen Gassigeher samt Hund und hin und wieder auf ein paar Tageswanderer. Und dann auch wieder lange auf niemanden. Das habe ich mir zwar gewünscht, aber angesichts der zunehmenden Beliebtheit des Path gar nicht zu hoffen gewagt.

Meine erste Tagesetappe ist mit gut 14 Kilometern schön kurz und obwohl ich mir alle Zeit der Welt lasse, bin ich recht schnell unterwegs. Der Teagarden in Bossington schreit also geradezu nach einer kurzen Pause. Dort genehmige ich mir meinen allerersten Cream Tea, dem noch einige weitere folgen sollten. Als die Scones mit der Erdbeermarmelade und der Clotted Cream, einer Art Streichrahm, vor mir stehen, bin ich mir erst nicht ganz sicher, was genau ich jetzt damit tun soll

und wie die zu essen sind. Und tatsächlich scheiden sich hier die Geister. Während man es in Devon als heilige Pflicht betrachtet, zuerst die Cream und dann die Marmelade aufzutragen, macht man es in Cornwall genau umgekehrt. Ich muss wohl nicht extra erwähnen, dass beide Grafschaften für sich beanspruchen, die Erfinder des Cream Tea zu sein.

Nach der Stärkung ist sogar noch ein Abstecher zum Strand drin. Aus der romantischen Vorstellung, mich dort mit meinem Notizbuch niederzulassen, wird allerdings nichts, denn zum Herumsitzen ist es mir eindeutig nicht warm und vor allem nicht windstill genug.

Kurz vor der Ortstafel von Porlock, meinem heutigen Tagesziel, holt mich ein junger Mann mit einer markanten Nickelbrille ein, den ich mit seinem überdimensional riesigen Rucksack sofort als Wanderkollegen erkenne. Ed heißt er, aus London kommt er und genau wie ich plant auch er, den gesamten Weg in einem durch zu beschreiten. Im Gegensatz zu mir will er aber unterwegs campen. Und das noch dazu meist in der Wildnis.

»Ich habe meinen Job gehasst, also habe ich gekündigt. Und jetzt bin ich hier«, erzählt er mir. Das alles erfahre ich noch an der Straßenkreuzung, bevor wir beschließen, dass wir unser Gespräch doch auch genauso gut im nächsten Pub fortsetzen könnten. Fast zwei Stunden verbringen wir dort im sonnigen Gastgarten bei Cider (für mich) und Bier (für ihn).

»Daydrinking stand bei mir eigentlich nicht am Plan«, gestehe ich, nachdem ich uns die zweite Runde an der Bar geholt habe.

»Oh, bei mir schon«, meint Ed, und noch während ich versuche herauszufinden, ob das als Scherz gemeint ist, erzählt er mir, dass er und seine Freunde beim Wandern und Campen normalerweise immer eine Flasche Whiskey mit dabei haben. Kein Scherz also.

Um 16 Uhr wage ich es dann, bei meiner gebuchten Unterkunft anzuläuten und um Einlass zu bitten, und kaum habe ich den Finger von der Klingel genommen, fliegt auch schon die Tür auf und zwei Herren, die sich als Neil und Tyrone zu erkennen geben, strahlen mich an.

»Doris!«, rufen sie, als wäre ich ihre verloren geglaubte Tochter. Gerade halt, dass sie mir nicht um den Hals fallen. So viel zur angeblichen Distanziertheit der Briten.

Das Haus selbst ist mindestens genauso schnuckelig wie seine Besitzer. Über 400 Jahre alt, alles schief und krumm und eigentlich viel zu niedrig, aber doch modern und vor allem liebevoll eingerichtet. Und ich fühle mich trotz der Wanderung fit und munter. So kann es von mir aus gerne weitergehen.

Wird es aber nicht.